

# Die sinnlichen Seiten des Nachsommers

Das geheime Leben der Blumen, Pop mit Feelgood-Faktor, Musik als Meditation und dazu eine Handvoll juristischer Reality Bites: die Tipps der Kulturredaktion

Illustration

## Blumenfeen mit Humor

Wachsen – Blühen – Welken.  
Ernst Kreidolf und die Pflanzen.  
Kunstmuseum Bern, bis  
10. Januar 2021. ★★★★★

Hier tanzen die Schlüsselblumen, die Disteln flüstern zusammen, und ein Schmetterling zieht eine filigrane Kutsche: Ernst Kreidolf (1863–1956) schuf mit seinen Illustrationen eine liebevoll-verspinnene Welt. Kinder lieben sie noch heute. Kreidolfs ab 1898 entstandene Bilderbücher wie «Blumen-Märchen», «Lenzgesind» oder «Ein Wintermärchen» verkaufen sich seit über hundert Jahren in vielen Auflagen. Die anhaltende Faszination dieser Welt der besetzten Pflanzen und Elfen lässt sich nun im Kunstmuseum Bern nachempfinden.

Der Schweizer Illustrator war nicht nur ein genauer Naturbeobachter. Kreidolf war auch der Überzeugung, dass jede Pflanze ihren eigenen Charakter hat. Diesen brachte er zum Ausdruck, indem er ihnen menschliche Züge verlieh, die mit ihren botanischen Merkmalen korrespondierten.

Seine ersten Naturstudien zeichnete Kreidolf als jugendlicher, inspiriert vom Bauergarten seiner Grossmutter im thurgauischen Tägerwilien. In der Lehre als Lithograf lernte er das Handwerk der Buchgestaltung, bevor er sich an der Akademie der Bildenden Künste in



Szene mit Disteln und Mannstreu aus den «Alpenblumenmärchen» (1918/19).

München zum Maler ausbildete. Der Reiz von Kreidolfs Aquarellen besteht in der Finesse und Phantasie, mit der er seine Blumenwesen zu lebendigen Tableaus verbindet. Jedes Bild ist eine Bühne, auf der sich ein Mini-Drama, oft auch eine Mini-Komödie abspielt. Mit hintergründigem Humor sprengte er die Konventionen des Jugendstils und schuf jene eigene Welt,

die zugleich heiter und düster, charmant und skurril sein kann.

Betrachtet man Kreidolfs Aquarelle im Original, entfalten sie eine Tiefe, welche sie gedruckt – zumindest in den neueren Auflagen – nicht haben. Man steht vor ihnen wie vor einem Suchbild und entdeckt immer neue Details. Wundersam sind auch die Kreidezeichnungen auf schwarzem Papier, etwa von

Eiskristallen, oder (Alb-)Traumbilder, auf denen in einem Garten Hände wachsen. Der von Barbara Stark herausgegebene Katalog bietet Hintergründiges zu diesem abseitig-erfolgreichen Illustrator, der in Bern aus Blumen und Käfern eine eigenwillige träumerische Welt erschuf, die sich bis heute nicht von pädagogischen Absichten vereinnahmen lässt. *Martina Lübbli*

Pop

## Wie Pipilotti Rist auf LSD

Flaming Lips: *American Head*. (MV 2020). ★★★★★  
Idles: *Ultra Mono*. (MV 2020). ★★★★★

Wehmütig erinnern wir uns an das Konzert der Flaming Lips im Zürcher Volkshaus vor ein paar Jahren. Es war wie an einem Kindergeburtstag ohne Kinder, mit viel Glitter, Nebelschwaden wie Zuckerwatte, Konfetti-Kanone, Riesen-Einhorn, zwei Schlagzeugern und einer lässig rockenden Band. Als Zugabe kletterte Sänger und Hexenmeister Wayne Coyne in einen begehren Luftballon und rollte zu David Bowies «Space Oddity» über die Köpfe der Zuschauer. Das 16. Studioalbum der 1986 in Oklahoma City gegründeten Space-Pop-Band klingt wie ein psychedelisches Nachrauschen dieser Feier, ein aus den Fugen geratener Hippie-Traum, wie Pipilotti Rist auf LSD. Man könnte nörgeln, dass sich die Band seit ihrem Durchbruch mit «Oshimi Battles the Pink Robots» (2002) kaum mehr weiterentwickelt hat, aber was soll's? Spass macht diese flirrende, über alle Ufer schwappende Musik noch immer. Es wäre jetzt nur leicht übertrieben, von therapeutischem Pop zu sprechen, aber das Weltumarmende, Bunte, Mär-



Flaming Lips, die Band um Frontmann Wayne Coyne (M.)

chenhafte, das diese Band nicht nur auf der Bühne, sondern auch durch den Kopfhörer versprüht, tut in Zeiten wie diesen gut.

Wem das nun alles zu bunt und zu harmoniegesättigt klingt, der könnte vielleicht einmal hier hineinhorchen: «Ultra Mono» heisst das neue Album der Idles aus Bristol, und ihr von Gitarren getriebener Post-Punk gemahnt mit dem wütenden Sprechgesang von Joe Talbot an die Sleaford Mots. Die junge Band ist in England gerade der neuste Hype. Mal sehen, wie es in zwei Jahren aussieht, aber für den Moment erfüllen sie ihren Zweck: Statt ein Fest der Liebe (wie die Flammen der Lippen) lassen die Idles eine wilde Party mit Dosenbier in der Badewanne steigen. Gut, um den Kopf zu lüften und sich Mut für den Corona-Herbst anzutrinken. *Frank Heer*

Literatur

## Kleine Leute in grosser Not

Gabriele Tergit: *Vom Frühling und von der Einsamkeit*. Reportagen aus den Gerichten. Hrsg. von Nicole Henneberg. Schöffling, Frankfurt 2020. 360 S., um Fr. 43.–, E-Book 25.–. ★★★★★

Mit Neueditionen der Romane «Käsebieter erobert den Kurfürstentamm» und «Effingers» sowie den Memoiren «Etwas Seltenes überhaupt» ist die grosse Autorin Gabriele Tergit (1894–1982) in den letzten Jahren wiederentdeckt worden. Nun folgt eine reiche Auswahl jener Texte, mit denen sie als eine der ersten Gerichtsreporterinnen Deutschlands bekannt wurde: Ab 1924 schrieb sie für den «Berliner Börsen-Courier», ab 1925 für das «Berliner Tageblatt» und ab 1929 auch für die «Weltbühne» über Verhandlungen im Gerichtssaal. Meist betrafen sie kleine Leute in Not: Diebinnen, Fälscher, Hochstapler, Abtreiberinnen. Tergit fasste die Dramen mit Sinn fürs Detail und Nuancen der direkten Rede in eine griffige, lakonische Sprache. Hinter dem Einzelfall machte sie stets die sozialen Probleme der Zeit sichtbar. Deshalb ergeben ihre zugleich einfühlsamen und unverblühten Texte auch ein Porträt Deutschlands zwischen Kaiserreich und Nazibarbarei. *Manfred Papst*

Klassik

## Im hohen Alter beweglich

Arvo Pärt, Paavo Järvi, TOZ: *Eröffnungskonzert*. Zürich, Tonhalle Maag ab 23. 9. ★★★★★

Der Sound von Arvo Pärt ist Klang gewordene Stille. Ihn liebt sogar, wer mit klassischer, geschweige mit Neuer Musik nichts am Hut hat. Seit vergangenem Jahr hat der Kult-Komponist ein Standbein in Zürich, wo sein Landsmann Paavo Järvi das Tonhalle-Orchester Zürich leitet. Kaum vorstellbar, dass Arvo Pärt seine Karriere einst als Enfant terrible mit ungeheuren Lautstärken und noch ungeheureren Dissonanzen begonnen hat. Doch auch neuerdings, im hohen Alter von 85 Jahren, wird der Komponist wieder zusehends beweglicher. Die Stille seiner Musik erwacht zu neuer Lebendigkeit, zu mehr Romantik. Im Orchesterwerk «La Sindone», das die neue Saison eröffnet, schrauben sich gleissende Streicherklänge in die Höhe, und eine Trompete schmettert einsam schnelle Triolen. Und plötzlich, inmitten der Pärtschen Stille, hört man Brahms' erste und Mahlers fünfte Sinfonie durchscheinen. So kurz die neuartigen Konzertmodule in dieser durch Corona geprägten Saison beim TOZ sind, inhaltlich erfüllen sie mehrere Wünsche. *Anna Kardos*

## Wieso man fackelt und Federn liest



Zugabe

Manfred Papst

Vor vierzehn Tagen ging es an dieser Stelle um Wörter, die nur in negativen Redewendungen gebräuchlich sind. Inzwischen ist noch die eine oder andere hinzugekommen. Da ist zum Beispiel das Verb «fackeln». Wir verwenden es nur, wenn jemand nicht lange fackelt, also weder zagt noch zaudert, weil er sich nicht entscheiden kann, sondern entschlossen handelt. «Die russischen Sicherheitskräfte fackelten nicht lange. Bei der Demonstration gab es Hunderte von Festnahmen.» Solche Sätze lesen wir täglich in der Zeitung. Dagegen würde uns folgende Formulierung eher verwundern: «Gerhard Pfister, Fackelträger der CVP, fackelte ausgiebig auf der Suche nach einem neuen Namen für seine Partei, die sich wie er nicht entscheiden kann.» Im «Fackeln» steckt natürlich die Fackel, der mit Pech bestrichene Stecken, und der wird nun einmal gern feierlich hin und her geschwenkt. Laut dem Wörterbuch der Brüder Grimm, Band 3, Spalte 1228, bezeichnet das Fackeln auch die unstete Bewegung, die von der Flamme ausgeht, also das Flackern. Dass Jacob und Wilhelm Grimm beim von ihnen begonnenen Werk, das am Ende 33 Bände umfassen sollte, in Band 3 schon beim F angekommen waren, also beim Buchstaben 6 von 26, zeigt übrigens, wie Vorhaben sich ausweiten können. Damals dachten sie vermutlich, mit zwölf Bänden sei die Sache locker zu schaffen.

Ein weiteres Wort, das wir nur in negativen Kombinationen verwenden, ist das Federlesen. Wenn wir nicht lange fackeln, machen wir auch kein Federlesen oder, wie wir sagen, wenn wir in der Schule noch den Genitivus partitivus gelernt haben und also ein Glas Bieres bestellen, nicht viel Federlesens. Dabei handelt es sich nicht etwa um eine zartere Form des Rupfens von Federvieh, sondern um eine Geste der Dienstfertigkeit, der Beflissenheit oder Unterwürfigkeit: Im Mittelhochdeutschen bezeichnet das Wort das Ablesen von Federn oder Fusseln von der Kleidung höhergestellter Personen. Schon Luther hat die Geste gehasst. Aus seiner Zeit gibt es einen Holzstich, auf dem zwei Schmeichler um einen vornehmen Bürger scharwenzeln. Der eine streicht ihm mit einem Halm Honig ums Maul; Fliegen umschwirren den noblen Mann. Der andere streicht mit der einen Hand über den Rücken des Reichen, um Falten in seinem Gewand zu glätten, mit der anderen Hand liest er Federn vom Boden auf, damit sie gar nicht erst auf die herrschaftliche Kleidung gelangen können.

Wenn wir heute von einem sagen, er mache nicht viel Federlesens, so meinen wir, dass er entschieden handelt, ohne Rücksichten zu nehmen. Die konkrete Tätigkeit, die das Verb einst meinte, ist uns nicht mehr geläufig. Wir haben ein deutlicheres Wort für den Federleser: Er heisst jetzt Arschkriecher.